

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 55 (1993)
Heft: 6

Artikel: Wie ich Himmelried und den Jura kennen und lieben lernte
Autor: Misteli, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-862438>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie ich Himmelried und den Jura kennen und lieben lernte

Von Hermann Misteli

Ich beginne mit einem kleinen Abstecher in die Solothurner- und in die Familiengeschichte: Im Sommer 1899 gedachte Solothurn nach 400 Jahren in einer prunkvollen Erinnerungsfeier der Schlacht bei Dornach. Die Studenten der Kantonsschule hatten Theaterrollen zu übernehmen. Der 2. Teil des Festspiels fand auf Schloss Dornach und auf der östlich angrenzenden Juraweide statt. Dort wurden nach getaner Arbeit die Schauspieler üppig bewirtet. Mein Vater, ein Wengianer aus der vierten Seminarklasse, stellte den «Fähnrich der Wiedlisbacher» dar. Mitten im Essen und Trinken wurde ihm von einem Mitschüler dessen anmutige Schwester vorgestellt, was vorläufig keine weiteren Folgen hatte. Im Herbst desselben Jahres aber machte sich mein Vater auf die Reise nach Himmelried, wo er seine erste Lehrstelle antreten sollte. In der Wohnstube der angesehenen Lehrer- und Kostgeberfamilie Stebler-Kilcher fand er das ihm bereits bekannte Fräulein an einer Nähmaschine arbeitend vor. Dass sich die beiden verliebten und es auch öffentlich zeigten, erregte Aufsehen und Freude im Dorf. Unter Anleitung von «Vater Stebler», der die Oberschule führte, machte mein Vater seine ersten Erfahrungen als Erzieher und Unterrichtender. Die Himmelrieder Kinder fielen ihm auf durch Liebenswürdigkeit, durch lebhaftes Gebaren, vor allem jedoch durch rasche Auffassungsgabe, wie er sie an späteren Stellen nie mehr erfahren durfte. Im Hause Stebler waren aber auch landwirtschaftliche Arbeiten zu verrichten, auf welche sich mein Vater als geborener Bauernbub aus dem Wasseramt ausgezeichnet verstand. Dadurch eroberte er die Gunst des Dorfes vollständig. Nach drei Jahren heirateten die beiden in Himmelried.

Nach einer kurzen Hochzeitsreise führte der Weg über Olten nach Solothurn, und die Tochter aus dem Schwarzbubenland sah

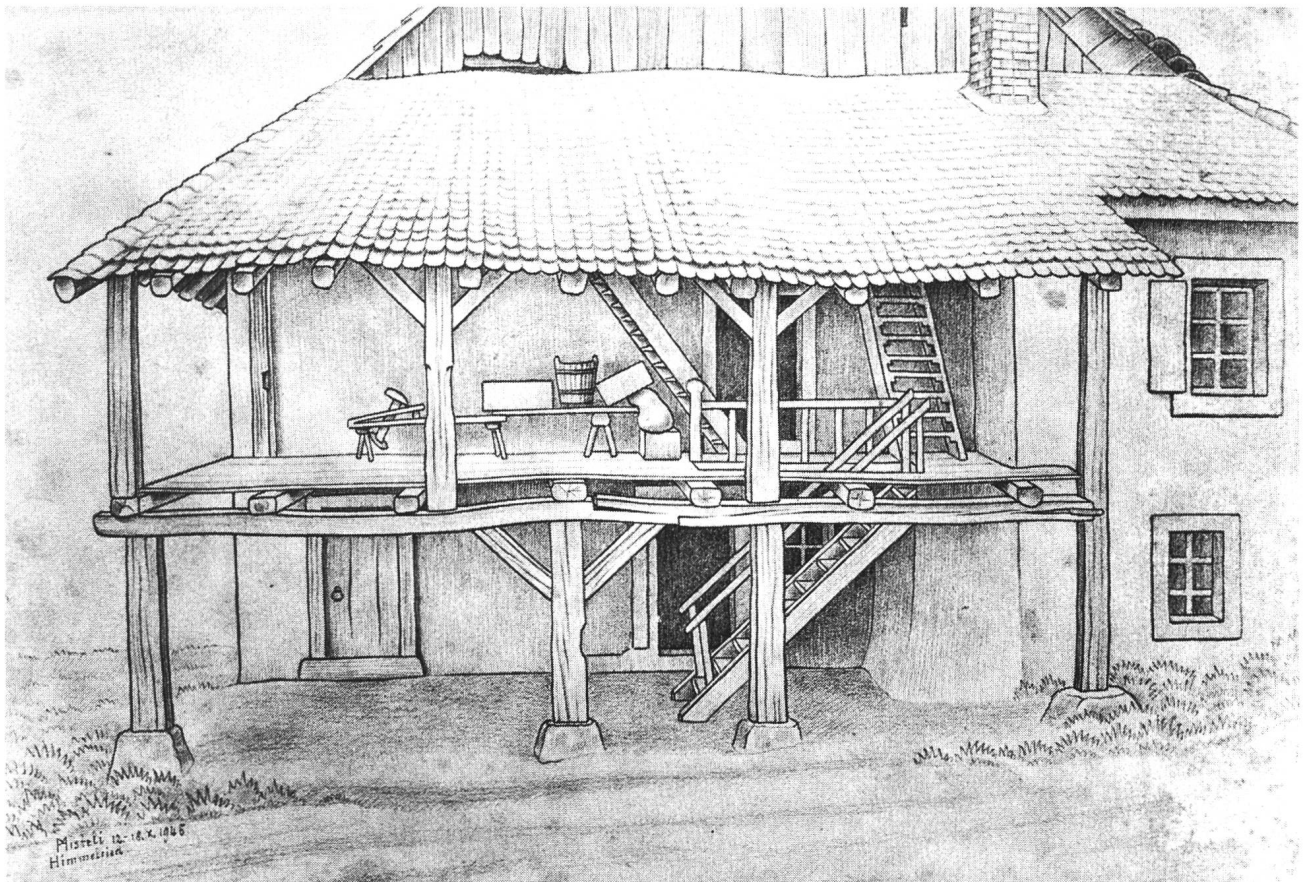
zum ersten Mal das Mittelland mit der Sicht auf die Alpen. Welch ein Unterschied zwischen dieser Schau und jener, die sie zuvor in Himmelried nach allen Seiten genossen hatte! Meine Mutter fand sich mit den Leuten der Gegend ausgezeichnet zurecht, behielt jedoch ihren angestammten Dialekt bei. Bald hielt der Storch Einzug, und wir Kinder durften während der Ferien immer wieder ins grosselterliche Haus im nördlichen Jura ziehen. Wir schlossen Freundschaften mit allen gleichaltrigen Kindern und lernten nach und nach jedes Haus und dessen Leute kennen. Die Gunst der Himmelrieder übertrug sich vom jungen Lehrerhepaar auf uns Kinder. Was gab es da Neues zu erleben! Vorerst sahen wir uns unbekannte Blumen, Gewächse und Bäume, wie die Silberdistel, die Herbstzeitlose, das Tausendgüldenkraut, die Wacholderbüsche und sogar ein Stück Heide. Uns beeindruckten die rotstämmigen Fichten («Dähle») mit ihrem weitausladenden dunklen Nadeldach. Wir entdeckten allerlei uns unbekanntes Kleingetier, so die Waldameisen in und auf ihren Nadelburgen und wir erschrakten beim erstmaligen Anblick ob dem gelb-schwarzgestreiften Salamander («Rägemoler»). Wir trafen auf die Riesenheuschrecke (Heupferd), die uns mit ihren roten Augen anglotzte. Ein besonderes Ereignis war es, die Schnarrheuschrecke mit ausgefächerten Flügeln davonfliegen zu sehen. Dass die Vogelwelt hier reicher war, erfuhren wir ebenso. Ich denke da an die Spechte verschiedenster Sorten, an die vielen Eulen, deren abendlicher Ruf die Kinder zur raschen Heimkehr mahnen sollte: «Mach nit, der Nachtheuel nimmt dy!» Vor allem bewunderten wir den «Hüehnervogel» (Mäusebussard), dem wir, wenn er über uns schwebte, fröhlich zuriefen: «Hüehnervogel, mach e Ring, süsch nimm der dyni siebe Ching!» Die Natur sprach inniger, intimer zu uns, als «ob em

Bärg». Grossvater und mein Pate zeigten und nannten uns die im Süden vorkommenden Juraketten, die bei wachsender Entfernung sich für uns wie hintereinander gestellte Kulissen mit immer höher aufragenden Kämmen darstellten. Ganz anders der Blick nach Westen über das Laufener-Becken zum «Blauen», zum «Rämel» und bei günstiger Witterung bis «Les Ordon». Dies alles wurde in unseren Augen übertroffen von der Schau nach Norden. Über das Tal von Grelingen hinweg erkannten wir die «Hächleflueh» (Eggfluh) und auf einem niedrigen felsigen Ausläufer des Blauen fiel uns die trotzig Ruine Pfeffingen ins Auge. Darüber hinweg zeigte sich uns das Birseck mit Reinach, Dornach, Arlesheim. Nach Norden anschliessend lachte uns das Häusermeer von Basel mit dem in der Sonne blitzenden Rheinknie entgegen, und ganz im Hintergrund erspähten wir das flache, in ewigem Blauton daliegende Elsass. Dieses an sich schon grossartige Panorama, erst noch eingerahmt von den zwei Urgebirgen des Schwarzwaldes und der Vogesen, erregte unser jugendliches Staunen. Welch ein Fest aber war es, wenn unter uns und ringsum in den Tälern der Nebel braute, wobei nur noch die höhern Jurakämme, die «Hächleflueh» und ferner der Schwarzwald und die Vogesen aus der weissen Dunstdecke herausstachen! Wir selbst weilten auch an der Sonne und kamen uns vor wie Leute auf einer Insel des Glücks.

In diese Idylle gehörte aber auch die Arbeit. Wir zwei Buben – die Schwester war noch zu jung – waren nunmehr im Alter, uns «uf em Fäll», auf der Scholle zu bewähren. Wir halfen bei allen landwirtschaftlichen Arbeiten mit und respektierten die «Grossen», die mehr leisteten als wir. Rückschauend muss ich mich glücklich schätzen, diese besonderen Umstände in Erinnerung rufen zu können und ich komme bei dem heute in

Mode gekommenen Gerede über den Begriff «Heimat» zu folgendem Schluss: Wo einer die ersten sieben Jahre verbrachte und zugleich mit der Arbeit, besonders mit der Erde vertraut wurde, da ist die sicherste Heimat zu suchen. Im Jahre 1914 weilten wir wieder im schmucken Bergdorf, und als die Ferien zu Ende gingen, blieben wir gleich in Himmelried und gingen zur Abwechslung mal dort zu Schule. Der lebhafte Betrieb, der Witz und die Freundlichkeit der Himmelrieder Kinder behagten uns schon am ersten Tage. Um 7 Uhr hatten wir Schüler die Messe zu besuchen, und um 7½ Uhr begann pünktlich der Unterricht. Nach kurzer Zeit musste unser Lehrer in den Militärdienst einrücken, und wir bekamen als vollen Ersatz einen jungen, eleganten und lebensfrohen Stellvertreter aus dem Leimental. Der führte den Taktstock spielend und humorvoll. War er besonders guter Laune, pflegte er zu uns zu sagen: «Und jetz wünsch-i allne e chüehwarne Augeblick.» Das nahmen wir zuerst mit Humor, später aber als selbstverständlich entgegen. Die Schulreise von damals, unmittelbar vor Kriegsausbruch, führte von Himmelried über Nenzlingen nach Hofstetten; von dort nach Mariastein und schliesslich auf die ansehnliche Ruine Landskron, und wir nahmen den Weg ohne Schaden wieder bis Himmelried unter die Füsse.

Und hier sei nochmals ein historisches Einschiebsel gestattet. Am ersten August läuteten die Glocken Sturm. Der erste Weltkrieg war ausgebrochen. Mein Vater wurde als Landwehrmann zur Grenzbesetzung aufgeboten. Die Mutter aber zog es ins väterliche Haus nach Himmelried und half dort bei den Arbeiten. Nun war es eine ausgemachte Sache, dass wir Buben bis in den Herbst hinein in Himmelried, vor allem in jener lustigen Schule, bleiben konnten. Vom Krieg bekamen wir Buben auch einen Begriff. Wenn



Teilansicht der sog. «Arch» in Himmelried, von Osten gesehen. Das Haus wurde im Herbst 1992 abgebrochen. Zeichnung von Hermann Misteli. Foto Faisst, Solothurn.

es dunkelte, nahm mein Pate die Stallaterne zur Hand und begleitete uns auf den das Dorf nördlich überragenden 700 m hohen Homberg. Wir liessen uns auf einem baumlosen Platz nieder und beobachteten, ohne jeden Feldstecher, das Geschehen jenseits der Grenze im Elsass, denn die zwei Schlachten um Pfirt (Ferrette) und Mülhausen waren im Gange. Was wir sahen: das Mündungsfeuer der Geschütze und das Glänzen der Leuchtkugeln; was wir hörten: Kanonendonner. Es waren noch andere Spähleute aus dem Dorf in der Nähe. Es wurde kein Wort gewechselt. Stumm und ergriffen hielt man eine Stunde aus, um wortlos wieder ins Dorf hinabzusteigen, damit der Schlaf nicht zu kurz würde.

Das war ein Blick in die Ferne. Doch am Rande des Himmelrieder Banns warteten uns in nächster Nähe noch Überraschungen ganz anderer Art: nämlich die zwei Schluchten des Kastelbaches und jene des Kaltbrunnentals (Ibach). In letztgenannter stiessen wir auf die sogenannte «Hexenküche», eine

seither unter Prähistorikern berühmt gewordene Fundstelle. Wir zogen aus auf längere Spaziergänge und bestiegen die Schlösser und Ruinen der Umgebung, wie Thierstein, Gilgenberg, Angenstein, Pfeffingen. Dabei weitete sich unser Horizont, und wir kamen mit andern Leuten in Berührung. Etwas später machte ich mich auf, um auf mehrtägigen Ausflügen noch manchen Fleck Jura zu besichtigen. Ob in der Deutschschweiz oder im Welschland, man trifft den immer ähnlichen Menschenschlag, den heimeligen Jurassier. Mittelpunkt und Ferienort blieb und bleibt für mich jedoch das höchstgelegene, nebelreife Dorf des Kantons Solothurn, nämlich Himmelried. Wie schön es dort oben ist, scheinen auch die in letzter Zeit zu zahlreich zugezogenen «Fremden» zu wissen. Hoffentlich versteht es der Himmelrieder, seine Eigenart, sein sonniges Wesen zu wahren und durchzusetzen.

Es sei auf das Buch «Himmelried. Heimatkundliche Beiträge zur 700-Jahr-Feier» (1988) hingewiesen.